

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1884**

199 (22.8.1884)

## Zur deutschen Erinnerungsfeier in Siebenbürgen.

In den Tagen vom 18. bis 27. August wird in der äußersten Ostmark Oesterreichs, in Siebenbürgen, ein deutsches Fest gefeiert, zur Erinnerung an die vor mehr als sieben Jahrhunderten stattgefunden erste Ansiedelung von Deutschen in diesem Grenzlande. G. D. Teutsch, der Geschichtsschreiber Siebenbürgens, weist mit Recht darauf hin, daß die hierher, wie nach dem Berglande der Zips wiederholt erfolgten Einwanderungen, mit der mächtigen deutschen Kolonisationsbewegung im 12. bis 14. Jahrhundert zusammenhängt, durch welche deutsche Kultur bis nach Finnland hinauf verbreitet und deutsches Städtewesen weit in die slawischen Lande vorgeschoben wurde. Daß die Deutschen von König Geisa II. des Landes in der Gegend von Hermannstadt angewiesen erhielten, welche Stadt sie am Zibin gründeten, ist urkundlich ebenso nachweisbar, wie daß sie gleich den deutschen Ordensrittern, denen König Andreas 1211 das Burzenland verlieh, die Verteidigung der ungarischen Grenzen und der ungarischen Krone übernahmen. Die deutschen Bauern erfüllten diese Aufgabe Jahrhunderte hindurch, behielten ihre, durch den goldenen Freiheitsbrief von 1224 ihnen gewährten Rechte und ihre deutsche Gaugrafen-Verfassung, bis dieselbe durch die Revolution von 1848 erschüttert und endlich durch die aus der letzteren neu hervorgegangene magyarische Verfassung in unseren Tagen der Vernichtung entgegengeführt wurde. Die deutschen Ordensritter dagegen versuchten unter Hermann v. Salza gleich die Gründung eines unabhängigen Ordensstaates, zunächst unter päpstlicher Oberhoheit. Sie erbauten zahlreiche Burgen zur Verteidigung des Landes, in welches sie ebenfalls deutsche Einwanderer berufen hatten, und führten eine geordnete Gauverwaltung ein. Bald, und zwar zu zeitig für ihre noch nicht genügend begründete Macht, geriethen sie aber mit der Krone Ungarn in Kampf, in welchem sie von den Siebenbürger Sachsen nicht unterstützt wurden. Hermann v. Salza zog es daher nach ungünstigem Kriege vor, das Ordensland hier aufzugeben und, dem Rufe des Herzogs Konrad von Masovien folgend, ein neues Ordensland in Preußen zu gründen. Mächtige Burgen und eine geringe deutsche Bevölkerung waren alles, was der Orden zurückließ. Die Ruinen der Marienburg, der Kreuzburg, das Kastell bei Kronstadt, das Rosenauer Bergschloß und die gewaltige Schwarzburg bei Zeiden sind stumme Zeugen jener Vorzeit des Burzenlandes. Im Sachsenlande dagegen war damals schon eine mächtige Entwicklung vorhanden. Die Ansiedelungen zählten zur Zeit des goldenen Freiheitsbriefes etwa 50,000 Hufe. Von ihnen, von dem Land der „Zibinsbürger“ (der Ansiedelungen im Zibinschale) hat das Großfürstenthum Siebenbürgen seinen deutschen Namen, der den Magyaren so verhaßt ist. Nicht, wie man bisher angenommen, von den „Sieben Burgen“ der Ritter heißt es so. Die jüngste, tiefer gehende Forschung wies dies nach. Deshalb hat der Geschichtsmaler Weibtreu auch mit vollem Rechte die Bestgründung der Ansiedler unter Hermann und die Gründung Hermannstadt's, wenn sie auch nur einen legendarischen Hinter-

grund hat, seinem historischen Bilde zu Grunde gelegt. Die beiden gekreuzt in den Boden gesteckten Schwerter und die im Banner abgebildeten Seeblätter (flandrischen Ursprungs) blieben zum Gedächtniß das Wappen des Landes, welches schon in den Freibriefen des Königs Andreas II. von 1224 das Land der deutschen Ansiedler jenseits des Waldes „trans silvam“ (Transsilvanien) genannt wird.

Ist es nicht ein eigentümliches weltgeschichtliches Geschick, welches Preußen mit Siebenbürgen in Beziehung brachte? Wären die deutschen Ordens- oder Kreuzritter den Magyaren im 13. Jahrhundert nicht unterlegen, und hätten sie in Siebenbürgen, nicht im Preußenlande ihren Ordensstaat gegründet, dann existierte das mächtige Staatswesen nicht, welches von ihnen nicht bloß die Nationalfarben schwarz und weiß (von dem schwarzen Ritterkreuz im weißen Mantel), nicht bloß den schwarzen Adler im Reichswappen (es ist der deutsche Reichsadler, welchen der Kaiser wegen Errettung des Reichspaniers in einer Türken Schlacht den Rittern verliehen), sondern vor allem auch ein gut Theil tüchtiger militärischer Traditionen und Einrichtungen übernommen hat, die dem hohenzollernschen Geiste sehr wohl entsprachen. Wahrscheinlich stünde es jetzt um Siebenbürgen anders — es wäre von keiner fremden Nationalität gefährdet — aber vielleicht hätte das Deutsche Reich dann auch nicht eine Wiedergeburt gefeiert, wie sie nur von einem starken Norddeutschland ausgehen konnte.

Wie dem auch sei, immerhin können wir dem deutschen Erinnerungsfest in Hermannstadt unsere vollen Sympathien und wenn möglich auch unsere persönliche Theilnahme zuwenden. Das Weibtreu'sche Bild ist im Sachsenlande in den Schulhöfen und in vielen Bürger- und Bauernhäusern verbreitet. Die Vorgesichte des Landes lebt in den Kirchen und in den Gemeinden und deshalb wird der historische Aufzug, in dem die Trachten der Vorfahren wieder vorgeführt werden, ein dort von aller Welt verstandener Vorgang sein. Die Theilnahme an ihm ist in allen Berufen rege, denn diese sind noch in ihrer historischen Entwicklung den Lebenden gegenwärtig; manches Uraltel besteht in Sitte und Brauch. Dazu kommt das intensive deutsche Volksgefühl, wie es sich nur im Kampfe und Gegenlage zur fremden Nationalität zu erhalten pflegt. Mit den Versammlungen der Gustav-Adolfs-Vereine, also mit kirchlichen Feiern, beginnen die festlichen Tage. Die Versammlungen der landwirtschaftlichen Verbindungen, des Karpathenvereins, des wissenschaftlichen Vereins für siebenbürgische Landeskunde folgen. Ein Drama von M. Albert „Die Flandrer am Alt“, welches in der Urzeit der Einwanderung spielt, wird im Hermannstädter Theater mehrmals aufgeführt und vom 24. bis 27. August werden Ausflüge in die Hochgebirge unternommen. Daß sich unsere Stammesgenossen nach Gästen aus dem übrigen Oesterreich und aus Deutschland sehnen, um sich ihrer Bluts- und Geistesverwandtschaft mit ihnen zu erfreuen und ihnen Gastfreundschaft in treuer deutscher Weise zu bieten. . . wer wollte daran zweifeln! Ihre Einladungen sind weit in die Ferne gegangen und manche hat gute Statt gefunden. . . Dazu ist Siebenbürgen ein an Natur-schönheiten und historischen Merkwürdigkeiten überreiches

Land, welches an sich dem gelehrten wie dem einfachen Reisenden außerordentlich viel bietet, und der interessante Ausflug würde auch ohne patriotischen Impuls im vollen Maße lohnen.

## Verschiedenes.

— (Kaiserin Eugenie in Karlsbad.) Seit dem 9. d. M. weilt, unter dem Namen einer Gräfin von Pierrafonds, Kaiserin Eugenie, die Witwe Napoleons III., in Karlsbad, dessen Thermen sie schon im vorigen Jahre besucht hatte. In ihrem Gefolge befinden sich — nach einer Mittheilung der „Kreuzzeitung“ — Frau Le Breton-Bourbaki, eine Verwandte des verstorbenen Generals, und Herr Pietri, einer der treuesten Anhänger und Vertrauten des ehemaligen Kaisers der Franzosen. Die Kaiserin bewohnt eine Etage in einem Privathause oberhalb des Schloßbrunnens und lebt still und zurückgezogen; für ihre Spazierfahrten bedient sie sich nur eines Miethwagens, den sie in vielen Fällen erst am Platze nimmt. Morgens zwischen 7 und 8 Uhr erscheint sie am Schloßbrunnen, begleitet von einer jungen Dame, welche den Becher an der Quelle füllen läßt, während sie selbst am Eingange des Brunnenhauses stehen bleibt. Natürlich sind der Neugierigen, die sie umringen, nicht wenige. Im vorigen Jahre war der Andrang so groß, daß Freiherr v. Montessell aus Rußland einen Aufruf ergehen ließ, welcher die Badegesellschaft ersuchte, in der schwer geprüften Frau die Majestät des Anblicks zu respektiren. Ein langer Paletot aus schwarzer Wolle und Crepe umhüllt die Gestalt der Kaiserin, das Gesicht derselben bedeckt ein tief schwarzer Schleier, mit der rechten Hand stützt sie sich auf einen Stock, mit der linken hält sie einen großen Sonnenschirm von ungebleichter Leinwand. Was ihr von allem Glanz der Welt geblieben, ist die Würde, mit der sie, die Gräfin des Publikums mit einem leisen Nicken des Kopfes und mit milder Freundlichkeit erwidert, durch die Reihen der Promenirenden hindurchschreitet. Bekanntlich hat bei Gelegenheit seines diesmaligen Aufenthalts in England (wie auch schon früher. D. R.) der Deutsche Kronprinz der Kaiserin Eugenie auf ihrem dortigen Landstuge einen Besuch abgestattet.

— London, 18. Aug. Die deutsche Wohlthätigkeitsgesellschaft in London hatte, dem Jahresbericht für 1883-84 zufolge, im letzten Rechnungsjahre 1884 Hilfsgefuche zu prüfen, von denen 1846 Berücksichtigung fanden. Unter den Bittstellern befanden sich, wie der Bericht bemerkt, 310 aus Oesterreich-Ungarn. Einschließlich der Zinsen für das in Kon-sols angelegte Vermögen von Pfr. 2700 beliefen sich die Gesamteinnahmen der Gesellschaft auf rund Pfr. 1358, die Ausgaben betragen Pfr. 899 und seit dem 1. April d. J. wurden weitere Pfr. 300 in Consols angelegt, wodurch das Gesellschaftsvermögen auf Pfr. 3000 erhöht wurde. Das von Sir William Siemens der Gesellschaft vermachte Legat von Pfr. 1000 wird zu Gunsten von neuen Pensionären angelegt werden. Der Bericht schließt wie folgt: „Auch im verfloffenen Jahre hat sich die Armut hier unter den Deutschen nicht vermindert. Der durchgängig schlechte Geschäftsgang hat es oft selbst den willkürlichen Arbeitern schwer gemacht, regelmäßig ihr Brod zu erwerben, und dennoch kommen fortwährend mittellose Einwanderer hierher!“

— (Das Jungenslösen bei Thieren.) In der neuesten Nummer der Wochenschrift „Für's Haus“ wendet sich Dr. Karl Raß gegen das Jungenslösen der Vögel. Mit Nachdruck hebt der bekannte Naturforscher hervor, daß das Jungenslösen durchaus überflüssig ist und daß jeder Vogel, wie Elster, Rabe, Staar, Papagei u. a. m., ganz ebenso gut sprechen lernt, wenn die Junge ungelöst bleibt, als wenn man jene unnötige Thierquälerei vornimmt.

## Das Haus Penarvan. Nachdruck verboten.

Von Julius Sandeau. Deutsch von Julius Voit.

(Schluß.)  
An dem warmen Nachmittage eines Sommertages befanden sich die Marquise, ihre Enkelin und der Abbé zusammen in dem Salon mit den Ahnenbildern, den wir schon so oft gesehen haben. Ungeachtet der über sie hingegangenen Jahre war die Marquise noch immer schön; noch immer hatte sie das prachtvolle blonde Haar, in dem sich noch kein einziger Silberfaden zeigte. Der Abbé, welcher etwas dick geworden war, hielt die kleine Renee auf den Knien und lehrte sie in seiner merkwürdigen Geschichte lesen. Diese Kleine war der Abgott des guten Pyrrhus geworden, das Glück seiner letzten Lebensjahre. Besonders aber von der Marquise wurde sie mit einer wahren Leidenschaft geliebt; es war ihre erste und einzige Leidenschaft. Alle die Zärtlichkeit, welche sie bisher zurück gehalten und niemand gezeigt hatte, verschwendete die alte Renee nun an die kleine Renee, deren sie sich mit dem ihr eigenen Despotismus als ihres Eigenthums bemächtigt hatte.

Paula und Heinrich hatten sie eben verlassen, um einen Spazierritt in der Umgegend zu machen; die Marquise war an's Fenster getreten und sah ihnen nach, wie sie durch die Allee ritten. „Abbé!“ rief sie, diesen zu sich wendend, und als der Abbé an ihre Seite getreten war, zeigte sie auf die beiden hin, wie wenn sie sagen wollte: „Sehen Sie doch, wie schön und anmuthig sie sind!“

„Nun!“ sagte der Abbé halblaut und mit einer Miene, in welche er alle seine Schlaueit und Wiffigkeit legte, „wer hat sie denn mit einander verheiratet als ich?“

„Ja! Sie Schelm, Sie Verräther!“ sagte die Marquise, indem sie ihn am Ohrflüppchen packte. „Sie böser Abbé haben immer solche Streiche gemacht, immer haben Sie Verschwörungen gegen mich angezettelt!“

Und nun folgte ein Lachen, ein Frohlocken des Abbé, daß er sich vor Freuden die Hände rieb.

„Wissen Sie schon, daß heute Abend die Familie vollständig beisammen sein wird?“ fügte fröhlich die Marquise bei; „wir erwarten Frau von Soleyre.“

Der Abbé hatte die Kleine wieder auf den Schooß genommen und fing seine Peltion auf's neue an.

„Ach Abbé! Sie sind ja wirklich ohne Erbarmen,“ sagt die Marquise; „Sie werden das Kind ermüden.“

„D durchaus nicht! Fräulein Renee zeigt die glücklichsten Anlagen.“

„Plagen Sie sie nicht länger, Abbé; es ist genug! Aber, da ich gerade daran denke, wie steht es denn mit Ihrer ewigen Geschichte?“

„Die ewige Geschichte ist nun zu Ende, gnädige Frau,“ antwortete der Abbé ein wenig beleidigt; „gerade gestern habe ich die letzten Zeilen des Kapitels aufgesetzt, das dem Marquis, Ihrem Herrn Gemahl, gewidmet ist.“

„Sie sind noch nicht so weit gekommen als sie glauben; Ihre Geschichte ist noch nicht vollständig.“

„Ich weiß es leider nur zu gut, Frau Marquise; es fehlt mir immer noch dieser unglückliche Prälat!“

„Ohne von dem Prälaten zu sprechen, ist Ihre Geschichte noch nicht vollständig; es fehlt immer noch etwas.“

„Noch etwas? . . . Ja was denn, Frau Marquise?“

„Nun ich, Herr Abbé! Rechnen Sie mich denn für nichts?“

„Ich schreibe ja nur die Geschichte der Todten,“ sagte lächelnd der Abbé, „und ich rechne sicher darauf, daß ich nicht in den Fall kommen werde, die Ibrige, gnädige Frau, zu schreiben.“

„Nun, so will ich sie Ihnen diktiert. Nehmen Sie eine Feder und schreiben Sie!“

Der Abbé, etwas erstaunt, nahm eine Feder und setzte sich zum Schreiben zurecht.

„Als Ueberschrift des Kapitels schreiben Sie: Louise Charlotte Antoinette Renee, Marquise von Penarvan, Letzte des Namens“, sagte die Marquise.

„Letzte des Namens“, wiederholte der Abbé, wie ein Echo.

„Nun fangen Sie von vorne an“, sagte die Marquise.

„Sie lebte wie in einem Kloster, eingemauert in den Ruhm ihrer Familie, und erkannte, obwohl etwas spät, daß wenn es auch recht ist, die Todten zu ehren, es doch sehr süß ist, die Lebenden zu lieben.“

„Das ist alles, mein lieber Abbé,“ entwortete die Marquise, indem sie ihre Enkelin zu sich hingog und sie mit Liebe umarmte.

„Indessen können Sie, wenn Sie wollen, auch noch beifügen: „Hier endigt die Geschichte des Hauses Penarvan.“

— (Professor Dr. Moriz Thausing), dessen Tod durch Ertrinken in der Elbe gemeldet wird, litt seit einiger Zeit an einer Geistesstörung. Die Krankheit war wahrscheinlich die Folge eines schweren Nervenleidens, von dem Thausing schon seit Jahren heimgeheuchelt war, das aber seine wissenschaftliche und literarische Arbeit, sowie seine Lehrthätigkeit nicht beeinträchtigte. Zu Beginn dieses Jahres war er zum Direktor des neugegründeten österreichischen Instituts für Geschichtsforschung in Rom

ernannt worden und hatte sich auch dahin begeben. Dort aber kam im Frühjahr der krankhafte Zustand seines Geistes zum Ausbruch, und zwar äußerte sich das Leiden in einer Art Folselungswahn, doch konnte er, unbeirrt durch diese fixe Idee, längere Zeit sich noch seinen wissenschaftlichen Arbeiten und administrativen Funktionen widmen. Als aber das Leiden auch seinen körperlichen Zustand affizirte, wurde er zur ärztlichen Behandlung in eine Heilanstalt in Rom gebracht, und daselbst trat bald eine so günstige Wendung ein, daß man glaubte, seine Wiedererholung hoffen zu dürfen. Er verließ Rom und es hieß damals, er werde zu seiner Erholung den Sommer bei seinen in Leitmeritz lebenden Verwandten zubringen, um mit Beginn des Wintersemesters seine Thätigkeit als Professor an der Wiener Universität wieder aufzunehmen. Nun scheint aber inzwischen ein bestiger Rückfall eingetreten zu sein, der zu einem so traurigen Ende führte. Professor Thausing hatte erst vor kurzem sein 46. Lebensjahr vollendet. Er war ein Deutschböhme der Leitmeritzer Gegend und wurde am 3. Juni 1838 geboren. Im Jahre 1861 kam er als Rukstos in die Kunstsammlung und Bibliothek des Erzherzogs Albrecht und wurde nach dem Tode des alten Direktors Müller 1868 zu dessen Nachfolger ernannt. Die Schätze dieser Sammlung setzten ihn in den Stand, sich durch kunsthistorische Publikationen über dieselben bald einen Namen zu machen, und im Jahre 1873 wurde er als Professor der Kunstgeschichte an die Wiener Universität berufen. Wissenschaftlich gehörte er jener neueren Richtung an, welche die Kunstgeschichte auf Grund archivalischer Forschungen behandelt und bei der Beurtheilung der Kunstwerke den kulturhistorischen Standpunkt einnimmt. Damit hing es zusammen, daß er den modernen Künstlern die Verechtigung zur Kritik über alte Kunstwerke absprach. Auf seine Schüler hat Thausing sehr anregend eingewirkt und viele der jüngeren Kräfte, die nun an Museen und Sammlungen thätig sind, herangebildet. Er war auch literarisch sehr produktiv, aber durch die meisten seiner Arbeiten ging ein scharfer polemischer Zug, was wohl ein Ausfluß seiner nervösen Reizbarkeit gewesen sein dürfte, und er hat sich durch mehrere Publikationen, namentlich durch jene, in welchen er den größten Theil der Dürer- Zeichnungen in Berlin, Bamberg und Weimar als Fälschungen bezeichnete, zahlreiche Gegner geschaffen. Der Hauptgegenstand seiner Forschungen und Studien war Albrecht Dürer, wozu er in der Albertina das reichste, zumest noch unangebeutete Material beisammen fand. Im Jahre 1876 veröffentlichte er sein großes Werk über Dürer, welches bald darauf in das Französische überfetzt und vor einigen Jahren deutsch in zweiter Auflage herausgegeben wurde.

